

O. Nauer

## Entscheidungen bei Demenz – Die Sicht eines betroffenen Angehörigen

Meine Frau litt während 15 Jahren an der Alzheimer-Krankheit. – Wie bin ich mit dieser Krankheit konfrontiert worden? Wenn ich in Bern im Parlament war oder an einer Sitzung teilzunehmen hatte, fuhr meine Frau jeweils zu unserer Tochter, um unsere Enkel zu hüten. So auch im Sommer 1982. Meine Frau stieg in Örlikon ins Tram Nummer 14. Beim Hauptbahnhof hätte sie umsteigen sollen, um mit dem Dreier Richtung Klusplatz weiterzufahren. Wohl verliess meine damals 68-jährige Frau das Tram am richtigen Ort. Dann aber wusste sie nicht mehr weiter. Sie fand sich nicht mehr zurecht. Wie gehetzt und völlig hilflos irrte sie an der von vielen Menschen frequentierten Haltestelle umher. – Der Zufall wollte es, dass eine Bekannte meine Frau beim panischen Umherirren beobachtete und sie nach Hause zurückbrachte. Der von uns konsultierte Hausarzt empfahl uns, eine Neurologin aufzusuchen um abzuklären, was sich hinter diesem plötzlichen Aussetzen des Gedächtnisses verberge. Bei dieser Neurologin hatte sich meine Frau einer Reihe von komplizierten Untersuchungen zu unterziehen. – Nie werde ich den Tag vergessen, an dem die Ärztin die Hände meiner Frau und meine umfasste und uns sagte, dass alles darauf hindeute, dass meine Frau die Alzheimer-Krankheit habe. Wir beide konnten uns, damals im Sommer 1982, unter der Alzheimer-Krankheit nichts Genaueres vorstellen. Bis zu ihrem Tod war der Zustand meiner Frau bestimmt von einem bald schnelleren, bald langsameren Schwinden ihrer geistigen Leistungsfähigkeiten. In unterschiedlich langen Phasen wurde das Erinnerungsvermögen immer mehr gestört. Das Sprechvermögen, vor allem die Orientierung, ist immer mehr ausgefallen. Meine Frau war von Beruf zuerst Foto-

laborantin, später Fotografin. In Davos geboren und aufgewachsen, war sie wie ihre Geschwister eine sehr gute Alpinistin und Skifahrerin. Alpine Touren und Skiabfahrten auf und neben der Piste waren – bis zum Ausbruch der Alzheimer-Krankheit – ihr Ein und Alles. Bis zur Diagnose Alzheimer war meine Frau nie ernstlich krank. Mit einer Ausnahme: Im Februar 1957 zeigte sich bei ihr plötzlich ein Brustkrebs. Die ganze linke Brust bis weit unter den Arm musste entfernt werden. Die Ärzte gaben ihr keine Überlebenschance. Meine Frau überstand alles, den grossen Eingriff und die vielen nachfolgenden Bestrahlungen. Es war ihr unglaublicher Überlebenswille, ihr nicht zu brechender Wille, unsere Kinder und mich nicht verlassen zu müssen. Und diesen Lebenswillen habe ich später bei allen Entscheidungen, die wegen der Alzheimer-Krankheit bei meiner Frau zu treffen waren, immer wieder vor Augen gehabt. Am einschneidendsten war, dass sie nicht mehr alleine die Wohnung verlassen konnte. Ihr Orientierungssinn war als erster gestört. Meine Frau war aber immer noch fähig, Gespräche zu führen. Am Morgen stand sie selbständig auf, zog sich ohne fremde Hilfe an und kochte für uns beide. Ja, wir nahmen noch an anspruchsvollen Wanderferien teil. 1986 erkundeten wir die Färöer-Inseln. Dort schaffte es meine Frau nicht mehr, über einen Weidenzaun zu klettern. Und kurz darauf, als wir mitten in einem steilen Anstieg waren, weigerte sie sich, weiterzugehen. Man musste sie regelrecht den Hügel hinaufzerren. Im Jahr darauf, auf den Azoren, kam es zu ähnlichen Vorfällen. Unter anderem wollte meine Frau, die ja berggewohnt war, auf einem Abstieg nicht mehr über einen schmalen Holzsteg gehen. – Nach der Rückkehr wusste ich, dass es Wanderferien in dieser

Form für uns beide nicht mehr geben würde. So verbrachten wir im Sommer 1988 die Ferien wieder in Davos. Wir waren jeden Tag unterwegs. Und plötzlich zeigte meine Frau regelrechte Angstausschübe. Wege, die ihr von Kindesbeinen an vertraut waren, erschienen ihr fremd und unheimlich. Sie war weder mit Worten noch sanfter Gewalt zum Weitergehen zu bewegen. – Untersuchungen nach diesen Tagen in Davos zeigten, dass sich das Gehirn meiner Frau markant verändert hatte. Am Anfang der nun beginnenden radikalen Persönlichkeitsveränderung stand ein folgenschwerer Sturz. Dabei schlug meine Frau mit dem Kopf hart auf dem Boden auf. Die Knochenbrüche der linken Gesichtshälfte bedingten eine mehrstündige Operation. Drei Monate später, wir waren auf dem Weg zu einer Kontrolluntersuchung, kam es zu einem weiteren Sturz. Meine Frau wehrte sich überhaupt nicht dagegen; entsprechend schlimm waren die Kopfverletzungen. Wieder folgte eine Operation und ein mehrwöchiger Aufenthalt, jetzt in der Neurochirurgie. Ein knappes Jahr später ein dritter Sturz, zu Hause diesmal. In der Toilette, prallte meine Frau heftig gegen das Waschbecken und brach sich drei Rippen. Die anschliessende Bettlägerigkeit führte zur ersten Lungenentzündung. Der Hausarzt stellte dabei offen die Frage, ob die Verabreichung von lebensverlängernden Medikamenten noch sinnvoll sei. Sein Argument: Meine Frau hätte ja jetzt einen schönen Tod. In Absprache mit den Kindern, meine Frau konnte sich ja selber nicht dazu äussern, entschied ich mich für den Einsatz von Antibiotika. Und meine Frau lebte noch weitere fünf Jahre. Zugeben muss ich, dass in jener Zeit die Alzheimer-Krankheit rapid schlimmer wurde. Meine Frau sperrte sich am Morgen gegen das Zähneputzen und das Duschen.

Sie verlor immer mehr die Kontrolle über ihre Körperausscheidungen. Gleichwohl – in den ersten Wochen von 1991 konnte sie die Schlagzeilen der Zeitungen immer noch lesen: «Am Golf ist Krieg», buchstabierte sie, ohne zu stocken. Wir tauschten noch Küsse aus, ja tanzten fast alle Tage miteinander, als alles andere, die körperliche Liebe etwa, nicht mehr existierte. – Neben dem Anhören von Musik beschäftigte sich meine Frau unglaublich gern mit den Puppen unserer Tochter, mit An- und Ausziehen, mit dem Kämmen der Puppenhaare. Eine weitere Ablenkung waren Modekataloge. Sie betrachtete wohl kaum die Kleider, sondern die Gesichter der Mannequins. Sie lächelte sie an und versuchte, mit den Fotografien Kontakt aufzunehmen. Eine kaum vorstellbare Freude zeigte sie, wenn unsere Kinder bei ihren Besuchen ihre Hunde mitbrachten. Im Sommer 1992, genau zehn Jahre nach der Diagnose, änderte sich das Verhalten meiner Frau überraschend. Sie war plötzlich frei von Aggressionen und benötigte keine dämpfenden Medikamente mehr. Mit ein bisschen Zureden, ein bisschen Anlachen verflog der nur noch schwache Widerstand. Andererseits nahm ihre Immobilität markant zu; sie bewegte sich nur noch ganz langsam und musste nun immer an der Hand geführt werden. Das Absetzen der Medikamente, die sie wegen ihrem aggressiven Verhalten und den nie bewiesenen Rheumaschmerzen über eine lange Zeit eingenommen hatte, zeitigte Folgen: Meine Frau bekam einen klareren Blick. Sie machte einen sichtbar lebhafteren Eindruck. Seit elf Jahren alzheimerkrank, lächelte sie jetzt wieder häufig, ja, oft sehr weise und eigentümlich wissend. In solchen Augenblicken nannte ich sie «Du Schlitzohr», ja, ich begann mich zu fragen, ob sie wirklich die Alzheimer-Krankheit habe. Aber schon bald platzte die insgeheim gehegte Hoffnung, die Absetzung der Medikamente könnte meiner Frau zu einer länger dauernden Klarheit verhelfen. Der Abbauprozess hatte sich bestenfalls etwas verzögert. In den Alzheimer-Ferien erlitt meine Frau 1995

eine Blasenentzündung, es kam noch eine Grippe dazu. Kaum zu Hause, stieg ihre Körpertemperatur auf 42 Grad. Es wurde eine schwere Lungenentzündung diagnostiziert. Und der Hausarzt stellte wieder die Frage, ob die Abgabe eines lebensverlängernden Medikamentes angesichts der Alzheimer Krankheit noch einen Sinn habe. Zusammen mit meinen Kindern entschied ich, alles in unserer Macht Stehende zu tun, um meine Frau am Leben zu erhalten. Vier Wochen lang schöpelten wir sie wie ein kleines Kind. Nach einem Monat hatte sie die Lungenentzündung überstanden. Sie lebte. Im Rollstuhl konnte ich meine Frau wieder jeden Tag ausfahren. Ja, noch zu ihrem Coiffeur in der Stadt an der Fortunagasse konnte ich sie bringen. Sie fühlte sich wohl in diesem Salon, wo sie alle kannten und freute sich immer über die Wohltat, als die sie die Haarpflege empfand.

1997 wurde unser Glaube an die Stabilität im gesundheitlichen Zustand meiner Frau jäh erschüttert. Sie litt wieder unter einer Blasenentzündung, auch eine Niere wollte nicht mehr. Hohe Fieber waren die Folge. Vom Notfallarzt – unser Hausarzt war ferienhalber abwesend – wurde die Einweisung ins Waidspital angeordnet. In der Notfallstation fragte man uns, meinen Sohn und mich, ob wir mit der Verabreichung von Antibiotika einverstanden seien. Für uns war das selbstverständlich. Schon nach vier Tagen war meine Frau fieberfrei, ja sie begann wieder zu gehen, gestützt von mir oder einer Pflegerin. Die rasche Erholung führte am zwölften Tag zur Entlassung. Aber schon zwei Tage nach der Heimkehr zeigte sich wieder hohes Fieber. Der erneut zugezogene Notfallarzt fand keine Erklärung. – Erneute Einweisung in das Waidspital. Während meine Frau noch in der Notfallstation untersucht wurde, bat mich der Abteilungsarzt in sein Büro. Er war neu auf der Abteilung und hatte meine Frau noch nie betreut. Dieser Arzt liess sich von mir über den Verlauf der Alzheimer-Krankheit bei meiner Frau informieren und stellte dann zwei Fragen:

Ob ich wolle, dass meine Frau nochmals lebensverlängernde Medikamente erhalten, und ob ich mit einer Verlegung in die Alterspflege-Abteilung einverstanden sei, wobei ihr lediglich noch fiebersenkende und schmerzstillende Medikamente abgegeben würden. – Ich entschied mich erneut für den Einsatz von Antibiotika. Nach zehn Tagen konnte ich meine Frau fieberfrei und recht gut erholt nach Hause nehmen. Wenn gutes Wetter war, ging ich mit ihr – sie im Rollstuhl – ein- bis zwei Stunden spazieren.

Der 8. Juni 1997, sechs Monate später, war ein schöner Tag. Ein Sonntag mit blauem Himmel und angenehmen Temperaturen. Nichts deutete darauf hin, dass dieser Tag der Todestag meiner Frau werden sollte. Am Morgen lächelte sie die Pflegerin von der Spitex bei der Körperpflege noch an, streichelte ihr gut gelaunt die Hände. Ja, wir tanzten noch ein paar Schritte zu der im Fernsehen laufenden Volksmusiksendung.

Meine Frau am Abend ins Bett zu bringen, war mir allein schon längere Zeit nicht mehr möglich. An jenem Abend war es eine Nachbarin, die mir behilflich war. Sie begleitete meine Frau auf die Toilette, während ich das Bett richtete. – Plötzlich rief mir die Nachbarin den Satz zu, den ich nie hatte hören wollen: «Ihre Frau liegt im Sterben!» Die Nachbarin, im Unispital in der Notfallstation tätig, realisierte, dass das Leben meiner Frau zu Ende ging. Auf den Rat meiner Nachbarin legte ich mich auf den Boden neben meine Frau und hielt sie in meinen Armen. Ganz gelöst lächelte meine Frau mich an, nickte mir zu und drückte leicht meine Hände.

Dann ist sie gegangen.

Der Tod war tatsächlich gekommen.

### Korrespondenzadresse

O. Nauer  
alt-Nationalrat  
Dreispietz 35  
8050 Zürich